

In freier Stunde



(24. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

„Nach Hause! Aber Tempo! Lassen Sie die Karre laufen, Stephan!“

Gott sei Dank, denkt er, der Alte ist wieder vernünftig, und die ewige Trottelei zwischen dreißig und vierzig hat ein Ende.

Aufheulend schießt der Wagen davon. Herr und Gefährt sind wieder auf ihrer üblichen Tourenzahl angelangt.

Im Weichbild Berlins, die Lampen brennen schon, und die Geschäfte sind längst geschlossen, fällt es Thormeyer ein, daß er das Fräulein Doktor doch mal besuchen könnte. Er vermischt seine kluge und stille Sekretärin sehr, ihren Widerspruch, ihre versteckten Verweise, wenn er sein Temperament nicht zügeln kann, vor allem aber ihr sehr klares Urteil über Menschen. Er hat sich das oft zunutze gemacht. Wenn er noch mit seiner Verstandeschärfe bei einem Menschen, einem Verhandlungspartner beispielsweise im Dunkel tappte, war sie längst mit ihrem Urteil fertig. Ihr Instinkt sagte fast immer die Wahrheit. Er hat's jedenfalls nie zu bereuen gehabt, wenn er ihrem Rat gefolgt war. Frauen ahnen eben doch meist viel mehr, als ein kluger Mann mit seinem Verstand begreifen kann.

Richtig! Er hat sich da verschiedene Sachen überlegt. . . Korff geht ihm doch ein bißchen sehr im Kopf herum, er muß sich doch um diesen Mann etwas mehr kümmern. Er hat da einige Vermutungen, der kleine Betchner hat da auch allerlei eigenartige Sachen erzählt — wie hieß er doch wieder, der Mann, der sich da in einen Abgrund gestürzt hatte? Hambacher oder Hanacher oder so, na, ist ja auch egal, jedenfalls kann man bei Ohlsen mal so ein bißchen auf den Zahn fühlen, ohne daß sie es merkt. Die hat doch auch auf der Insel und schon öfter mit ihm zu tun gehabt. Schön. Frische Fische, gute Fische.

„Fahren Sie mich zu Doktor Ohlsen, Stephan! Sie wissen doch die Wohnung?“

Vor dem glatten mächtigen Neubauwohnblock wartet bereits eine Droschke. Thormeyer steigt auf die Uhr.

„Du lieber Gott! Viertel vor zehn!“

„Kann man da eigentlich einer Dame noch einen Besuch machen? Er sieht hinaus. Es ist noch Licht im ersten Stockwerk, also klingelt er kurz entschlossen. Er kann sich die Zeit nicht ausuchen.

Fräulein Doktor macht ihr erstauntestes Gesicht, als sie ihn erkennt.

„Ueberraschung, was?“ lacht er. „Ja, ich mußte doch mal sehen, wie es Ihnen überhaupt geht, Ohlsen. Hoffentlich werfen Sie mich nicht hinaus.“

„So kühn . . . und so rückständig bin ich nicht!“ gibt sie zur Antwort. „Bitte, treten Sie ein, Herr Generaldirektor. Sie sind sogar nicht einmal der einzige Gast in meiner Klausur.“

Annemarie bereitet ihm in aller Eile einen kleinen Imbiß, nachdem sie ihn mit Vater Heinrich bekannt gemacht hat. Die beiden Herren sitzen zuerst eine Weile schweigend. Thormeyer ist ärgerlich, daß Ohlsen nicht allein ist, und Vater Heinrich etwas neugierig, den gewaltigen Herrscher des Konzerns auf diese Weise kennenzulernen.

„Kennen Sie Fräulein Ohlsen schon längere Zeit?“ beginnt Thormeyer mühsam ein Gespräch. Der Mann vor ihm macht einen intelligenten Eindruck, außerdem interessieren ihn die Bekanntschaften seiner Sekretärin. Nicht aus Neugierde, nicht aus Mißtrauen, nein, eigentlich ist das Gewohnheit bei ihm. Er muß immer wissen, was es für ein Mensch ist, der ihm da gegenübersteht.

„Seit rund acht Wochen. Wir haben uns auf der Insel kennengelernt, von der Sie ja auch wissen, Herr Generaldirektor.“

„Insel? . . . Keine Ahnung. Was für eine Insel meinen Sie?“

„Falkenau. Sie haben sie doch angekauft.“

„Richtig! Jetzt weiß ich Bescheid. Wie kamen Sie denn dahin?“

„Mit dem Boot.“

Thormeyer stutzt, dann muß er lachen.

„Gut gegeben! Ich habe natürlich kein Recht, Sie hier einfach auszuhorchen.“

„Ein Geheimnis ist's nicht. Eine Gruppe sehr anständiger Menschen, die etwas abseits der großen Herde ließen, bewohnte dieses Eiland während des Sommers durch fünf Jahre.“

„Da hat Sie die Amag also heimatlos gemacht?“

„Wenn Sie es so ausdrücken wollen . . . ja. Wenigstens für die Ferien. Aber das läßt sich ja wohl kaum ändern. Die Industrie ist unerbittlich. Sogar wenn man ihr bessere Möglichkeiten bietet.“

„Wie? Bessere Möglichkeiten?“

„Hab' ich auch erst vor einer guten Stunde erfahren, lieber Herr Generaldirektor. Aber gewundert habe ich mich schon eine ganze Weile. In aller Stille hatte ich nämlich versucht, diese Insel für mich zu erwerben. Zu kaufen. Da erfuhr ich, daß vor einem Vierteljahr der Fiskus die Insel an einen Berliner Mäcker abgegeben hatte. Und der verlangte einen Preis, den kein normaler Mensch dafür zahlen kann.“

„Aber die Amag hat ihn gezahlt?“

Vater Heinrich lächelt sehr fein.

„Allerdings.“

„Sie wollen also sagen: Die Amag ist gewaltig übers Ohr gehauen worden?“

„Bitte, das haben Sie gesagt, Herr Generaldirektor. Aber was kommt es schon einer Gesellschaft wie der Ihren auf zwanzig- oder dreißigtausend Mark an . . . Sie mußten eben gerade diese Insel haben, das wußte der Agent und machte seinen Preis. Beach für Sie! Dabei hätten Sie eine benachbarte Insel für die Hälfte des Geldes kaufen können. Fräulein Ohlsen hat sie aufgestöbert. Sie soll besser und größer sein.“

„Warum hat sie mir denn das nicht gesagt? Zum Teufel, das ist doch ihre Pflicht!“

„Sie ist lange krank gewesen, außerdem weiß sie nichts Bestimmtes. Haben Sie sie danach gefragt?“

„Nein. Das stimmt. Sie muß annehmen, daß alles in Ordnung ist. Korff hatte Vollmachten. Korff ist mein Konstrukteur.“

„Ich weiß. Er ist tüchtig. Beinahe zu tüchtig.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich habe mit meinen eigenen Augen den „Primus“ versagen sehen. Es gibt noch mehr Leute, die das sehr, sehr merkwürdig finden. Ich habe kein Interesse daran, einen Menschen bei Ihnen anzuschwärzen, aber ich würde an Ihrer Stelle darüber sehr lange nachdenken. — Herr Korff hat also auch die Insel gekauft? Er war es wohl, der sie der Amag empfahl?“

„Ja.“

Thormeyer ist einfüßig geworden. Nach einer Weile steht er auf.

„Würden Sie mir einen außerordentlichen Gefallen tun?“

„Warum nicht?“

„Lassen Sie mich jetzt mit Fräulein Doktor Ohlsen eine halbe Stunde allein. Es geht um sehr wichtige geschäftliche Dinge.“

„Ich wollte mich sowieso verabschieden. Ich sitze seit sechs Uhr hier, wir haben uns reichlich ausgesprochen.“

„Ich danke Ihnen wirklich herzlich für Ihre Liebenswürdigkeit.“

Vater Heinrich verabschiedet sich von Annemarie, die über den plötzlichen Aufbruch zwar etwas erstaunt ist, ihr aber nicht länger halten will. Sie fühlt, daß Thormeyer nicht ohne Grund gekommen ist.

„Sie sagen niemand etwas von Ihrem Besuch? Auch Doktor Ohlendorff nicht!! Ich habe Ihr Ehrenwort!“

Er nickt ihr beruhigend zu und verabschiedet sich mit festem Händedruck —

„Schwein muß der Mensch haben. Der alte Herr kam mir wie gerufen. Ohlsen, setzen Sie sich bitte hierher. Ich esse jetzt Ihre vorzüglichen Butterbrote, denn ich hab' Hunger wie ein Wolf. Wenn Sie irgendwo noch einen Becher Milch auftreiben könnten . . . ach, da ist er ja! Sie denken auch an alles, Ohlsen. So. Und währenddessen fertichten Sie über Ihre Erlebnisse auf der Insel Ausführlich. Mit Einzelheiten. Besonders was Sie mit Korff gesehen oder erlebt oder was Er an ihm beobachtet haben. Mir schwant da

was. Bitte. Ich hab' bisher immer gedacht, die Sache ist längst in Ordnung, jetzt sehe ich, daß sich da etwas zusammenbraut, von dem ich keine Ahnung hatte. Also zieren Sie sich nicht, Ihre Liebesabenteuer können Sie mit kurzen Sätzen abtun!“

Er sieht nicht, wie es bei seinen letzten Worten ein wenig schmerzlich über Annemaries Gesicht zuckt, dann aber hat sie sich gleich wieder in der Gewalt, lächelt verbindlich über seinen Scherz und beginnt zu erzählen.

Vater Heinrich setzt sich bequem in seine Taxe zurück. Er hat dem Fahrer befohlen, nicht zu rasen. Er will diese schöne Fahrt durch die Sommernacht genießen. Dieser Abend — er hat sich unter einem Vorwand aus Werder weggestohlen — ist ihm wie im Fluge vergangen. Er braucht Zeit und Ruhe, alles zu überlegen, was sie dort in dem gemütlichen Erkerzimmer miteinander besprochen haben.

Wie sie auftaute, das Fräulein Doktor! Wie nach und nach die Befangenheit wich! Und dann lugte überall ein wundes, armes Herz hindurch, das in ihm den Boten in jene andere Welt sah, in jene Welt, die sich um ihn drehte. Schließlich war ihr Gespräch nur noch ein Frage- und Antwortspiel gewesen. Sie fragte, er gab Antwort. Und aus allen Fragen klang es: „Was tut er? Was treibt er? Wie geht es ihm? Erzähle mir doch von ihm, laß dich doch nicht bitten!“ Er hat's gern getan.

Was steht denn nun eigentlich zwischen den beiden? Ein Dickkopf und ein Mißtrauen, ein verwundeter Stolz und etwas gekränkte Eitelkeit auf der einen Seite und eine übertriebene Korrektheit, eine unglückliche, schicksalhafte Verkettung von Umständen auf der anderen. Wenn sich der Doktor nicht hätte ins Bodshorn jagen lassen von diesem Korff, wenn er damals auf der Insel das Mädel angehört hätte und nicht jenen aalglatten Schweinehund . . . es wäre manches anders gekommen.

Nein, diese Augen lügen nicht. Er hat es im Grunde seiner Seele immer gewußt, und heute haben es die Tatsachen bestätigt. Annemarie ist nicht die intrigierende Sekretärin, das Weib, das aus Gründen des Geschäfts mit einer Mannesliebe Fangball spielt, wie es Ohlendorff denkt. Sie ist nur etwas zu treu. Warum hat sie nicht gesprochen? Gleich am ersten Tag?

Er muß lächeln, wenn er daran denkt, daß man sagt, Frauen seien schwachhaft. O nein, diese Frau kann schweigen und Kummer und Gram in sich hineinfressen und dazu lächeln. Sie ist stärker als du, lieber Doktor! Sie hat standgehalten — dich haben wir mit Mühe und Not vor der Flucht abgefangen. Du wirst ihr einmal viel abbitten müssen.

Korff arbeitet also ebenfalls an einem neuen Bergwerk! Komisch, wie doch Ideen in der Luft liegen! Vater Heinrich gibt sich keiner Illusion darüber hin, daß Korff der gefährlichste Genger für Ohlendorff ist. Er hat die unerschöpflichen Mittel der Amag hinter sich. Ohlendorff und seine Freunde müssen alles allein machen. Welche Mühe bereitet ihnen beispielsweise nur das Fahrgestell! Wie sehr vermischen sie hier die großen Möglichkeiten einer Fabrik und ihres Maschinenparks. Wenn Ohlendorff nicht so zäh und so verbissen alle Kraft dransetzen würde, sie hätten die Flinte bereits ins Korn geworfen.

Korff dagegen hat Hilfsarbeiter, Maschinen, Techniker, Ingenieure — jeder ein Spezialist auf seinem Gebiete. Das ist ein Vorsprung, der nicht zu unterschätzen ist. Als Gewinnposten auf ihrer Seite stehen dagegen: Ohlendorffs überlegener Geist und der eiserne Arbeitswille der Gruppe. Jeder gibt sein Bestes für

die Sache: Sieg auf der Nürnberg . . . Sieg . . . und alle Möglichkeiten stehen offen.

Er sieht noch keinen klaren Weg in der vielfachen Verworrenheit, aber er gibt die Hoffnung nicht auf, daß etwas geschieht, was zur klaren Entscheidung führt. Nein, schließt er seine Gedankenreihe, es heißt vor allem auf der Hut sein. Dafür bin ich da!

Ihm ist die Sache dieser Menschen, die er liebt,

die eigene geworden. Was soll er sonst mit seiner Arbeit, seinem Vermögen? Er ist ein Einzelgänger, aber ihm ist längst die Erkenntnis zum Lebensgrundsatz geworden, daß der einzelne nichts ist, daß er sich selbst bestätigt findet immer und immer wieder nur in der Gemeinschaft, daß es Glück nicht gibt, wenn man allein ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ruckuck

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Ewenzke

Eines Morgens zu Sommersende, als die Nächte schon kühl wurden, entdeckte man auf einer Bank vor dem Kriegerdenkmal des Dorfes ein fremdes Nibel. Blau und halb erfroren lag es, wenige Wochen alt, in einen Binsenflanell gewickelt. Die Frauen pufften sich einander vorbei, jede wollte den Wurm heimtragen, wärmen und füttern. Als es aber darum ging, wer das Niemandskind behalten und aufziehen sollte, fand sich keine bereit. Für eines, das vom Himmel fiel, mußte der liebe Gott sorgen.

Der Bürgermeister, der in der Gemeinde die Vorzehung vertrat, hatte endlose Schreibereien, ohne daß sich die Zugehörigkeit des Fremdlings feststellen ließ. Er wurde auf den Namen Rupertus getauft, der am Tag seines Auffindens im Kalender stand. Aber außer in den Amtsbüchern besaß er noch immer keine Heimstätte, hätte sich nicht eine sanfte, blutarme Häuslerin zu diesem Liebeswerk überreden lassen. Sie wackelte mit dem Kopf, was ebenso gut ja wie nein heißen konnte, und zeigte die drei letzten Zähne in ihrem noch jungen Gesicht, was nach Ansicht der Dorfbewohner als zustimmendes Nicken zu deuten war.

So hielt der Kup, versehen mit eilichem zusammengebetteltem Rindszug, Einzug. Die Ziege blies ihm neugierig ins Antlitz, Küchlein duckten sich unter dem Hoder mit dem Weidenkorb, aus dem man das Holz entfernt hatte, um das Nibel hineinzu legen. Zeit Lebens behielt die Häuslerin, die nichts von einem Mann wußte und nie ein Kindlein gehezt, ein erschrockenes Aussehen, seit sie von Amts wegen des Kup's Mutter geworden. In seinem Korb brüllte das Menschlein, daß man sein Schreien im halben Dorf hören konnte. Die Ziege war längst in ihren Verschlag geflüchtet, und die dottergelben Federbälle wechselten verstimmt und aufgeregert zwischen Kohl und Kraut.

Der Kup setzte sich auch weiter durch. Mit einem Juden seines blühend runden Gesichtes beherrschte er das Haus. Ehe er lospektakelte, brachte seine Ziehmutter herbei, was sich nur er später indes sollte ihr Verhältnis zueinander Veränderung erfahren. Wie ein kleiner Affe machte er ihr alles nach. Mit einem Luchsehen rieb er Gläser, Köpfe und den Fußboden blank. Er reichte noch nicht mit dem dunklen Schädel bis zur Herdplatte, als er Milch aufstellte und den Sturz rührte. Von früh bis Abend war er darauf aus, ihr zu helfen.

Als er älter geworden, schenkte ihm jemand eine alte Männerhose. In einem Hosendeckel hatte das Kerlchen Platz gefunden. Mittels gekreuzter Träger hing sie ihm, wenn auch bereits gefürzt, vom halben Rücken bis zu den Zehen. So klebte er selbstbewußt und vergnügt. Die Dorfkinder ließen ihm nach und spotteten: „Kup—Kup! Ruckuck!“ Daß es seine Einlegerschaft in ein fremdes Nest anging, begriff er erst später. Er kümmerte sich nicht um die Schar. Er hatte Wichtigeres zu tun. Die Ziege führte er zu den ledersten Grasköpfen, und im Garten werkte er mit einer Harke, die er kaum erschleppen konnte.

„Ruckuck!“ zirpte es hinter dem windschiefen Lattenzaun. Es blinkte ein weißes Kleid, eine weiße Schürze, und ein kirschartiges Fopfband krönte das Ganze: Bürgermeisters Albine. Mit den Dorfkindern spielen war verboten. Ihre Fingerlein durften nicht im Abwasser pantschen und aus Strahendred Rufen kneten. Und das Kleid mußte von einem Ende der Woche bis zum andern blank und feiß wie eine Tüte stehen. Albine hob die lede Trompetennase — hineinregnen hätte es können — und gluckte zart und fein, nicht grob, wie sie's gehört haben mochte: „Ruckuck . . .!“

Der Kup mit der großen Hose! Den Blick konnte sie nicht von ihm lassen. Kniff sie die Augen zusammen, sah sie ihn doch und erst recht. Sein Vollmondgesicht lachte sie an. Seine Stirne kramte sich unter dem Wauselpelz; er dachte nach. Dann rupfte er Blumen (die Ziehmutter verkaufte sie) ein paar mit der Köpfen, andere mit langen Stengeln, zack und wahllos. Eine Faust voll davon stopfte er durch die Bretter. Albine

streckte begehlich die Hand aus, zugleich bekam sie einen grauslichen Schreck — die schönen Blumen fielen ins Gras, sie stürmte davon, daß die Kacke nur so um die blühweigen Strümpfe flogen.

Das war der Anfang. Eine Weile blieb es auch noch so, daß Albine dem „komischen Buben“ zulief wie ein Hundel und plöcklich Fersengeld gab. Sie wußte selbst nicht, warum. Mit Spannung und pridelnder Angst war es verbunden. Aber dann wurden die Kinder unzertrennlich. Sie stapften zusammen über die Felder. Sie guckten in Vogelnester. Sie warteten Kiesel in den Teich beim Dorfausgang. Vergeblich suchte die demütige Häuslerin ihren Kup zurückzuhalten. Er hörte nicht. Es mußte auch wenig, daß die Bürgermeisterin ihrer Prinzeh den Text blies, um den Verkehr der Kinder zu hindern. „Wenn ich in die Schule geh, werd ich dir beim Lesen und Schreiben helfen!“ versprach der Kup und schaute das Maide treuherzig an.

„Und wenn ich in die Schule geh, bin ich g'scheit genug und brauch dich nicht!“ Aber das Geblinzel ihrer Schelmengaugen meinte iust das Gegenteil.

Es fehlte nicht mehr viel bis zum Schulanfang. Albine hatte schon einen pikfeinen Kanzen, und Kup bekräftigte jeden Papierfetzen, dessen er habhaft wurde. Bei Bürgermeisters brieten sie die ersten prächtigen Nessel im Kobre. Daheim beim Kup waren es nur Kartoffeln, aber die Kinder tauschten und schoben einander die Bissen in den Mund. Die Bürgermeisterin kam nicht aus dem Aerger und sagte zur Doktorfrau, ihre Einzige täte sie in ein Pensionat.

„Was ist ein Pensionat?“ fragte Albine. — „Keine Lebensart werden sie dir dort beibringen, und daß du dich nimmer mit dem Ruckuck herumtreibst!“ Es muß gesagt werden, daß Albine darob die Zunge zeigte und dann flink wie ein Wiesel austrückte.

Einen Kennwolf besaß sie. Damit flüchte sie durch das ganze Dorf. Die andern Kinder rissen die Augen auf, aber nur der Kup durfte hintenauf springen und dann ging es doppelt so rasch über Stock und Stein. Eines Tages vergnügte sich Albine allein. Bis an die letzten Häuser war sie geschliddert. Dort senkte sich der Weg hollerumbuscht in einen Steilhang. Wie der Bliß ging es. Alles an ihr flog. Das Fopfband lag längst im Staub. Mit Hü und Hott fauste sie bis zum Teich und mit einem Aufhopsen über die Uferböschung hinweg. Albine stieß einen einzigen Schreckruf aus, schon umfing sie das Kalle, Furchbare. Rod und Schürze breiteten sich einen Augenblick über dem Wasser wie eine große, weiße Blume aus.

Keiner war, der hörte, weit und breit niemand. Doch — eine fliegende Hose stapfte heran, wurde wie ein Schwingenpaar. Das kirschartige Bandl im Wegstaub! Dem Kup dröhnte das Herz, die Brust sprengte es ihm, so tief er. Dann war er am Ufer. Nochmals tauchte es empor. Das bishen Weiß, zusammengeschrumpelt. Ein Kinderantlitz mit geschlossenen Augen. Er warf sich nach vorn und packte zu. Mit seinen kleinen, festen Bubenpranken umklammerte er das Versinkende, das ihn selbst zur Tiefe zog. Umsaßte schwaches Buschwerk, das nachgab.

Das Unglaubliche geschah. Mit schweißübertonnenem Gesicht, an dem die Adern plähten, neigte er sich gegen den Wasserspiegel, der sich näherte, und hielt immer noch stand! Die letzten Wurzeln loderten sich, der Kup war schon im Wasser, aber noch schrie er, schrie mit seiner Posaunenstimme, schrie bis ins Dorf hinein, ehe ihm ein Schwall den Mund schloß.

Leute sprangen herbei. Die Kinder wurden in das Bürgermeisterhaus getragen, bis zur Kasse in Betten gesteckt, die eines hinter dem andern an der Wand standen. Immer wieder küßte die Mutter ihre Albine, aber fast ärger trieb sie es mit dem kleinen Helden und Retter. Sie packte ihm eine Federbede mehr hochauf und stopfte ihm so viel Heißwasser-

kraken in den Klüden, daß der Kup kaum liegen konnte. „Ich werd's dir nie vergessen, im ganzen Leben nicht. Denk daran! Um was immer du einmal kommst, es wird dir kein Nein gesagt werden!“

Der Bürgermeister, der schon längst ein Auge auf das stramme Menschlein geworfen, sagte am Abend in der Schlafstube, in die man von nebenan das Sägen des Schnartchens

im Doppeltakt hörte: „Hast viel versprochen. Auf ja und nein, sind ein Schlüppel Jahre um — mir soll's recht sein — aber ist er nicht doch so ein Kuckuck, der hast in ein fremdes Nest gefallen ist?“

„Bist still!“ fuhr sie mit einem herzengroßen Atemschöpfer auf. „Wie ein Stern ist er vom Himmel gefallen, gerad daß für uns zwei nicht Nacht werden sollt!“

Dialog mit dem Schränker

Skizze von Hans Langtow

Der Konstabler Bob Duffins von der Londoner Schutzmännerschaft stand baumlang in seinen Stiefeln. Duffins war der gefürchtetste Boger der Umgegend, aber im übrigen sanft wie ein Kind. Selten trug er eine Waffe bei sich, und doch war er oft in Not und Gefahr gewesen, und die Zeit mußte kommen, in der er die Sergeantenstreifen anlegen durfte.

Wie er sie bekam, das ist die Geschichte mit Jack Booth, dem berühmten Londoner Einbrecher, einem vielfach verurteilten Gewaltmensch, der seine unrühmliche Laufbahn unter rauhen amerikanischen Gangstern in Chicago begonnen hatte. Und das sagt eigentlich genug.

Sie trafen sich um zehn Uhr abends in einem einsamen Häuschen des Citykaufmanns Greggs, der sich zu seiner Erholung gerade an der Riviera befand und es nicht für nötig befunden hatte, besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um seinen Geldschrank zu sichern.

Dies hatte der tüchtige Jack natürlich erfahren. Und so stand er nun in der einsamen Villa vor dem Safe des Mr. Greggs und ließ den Zentrumsbohrer wirken.

Zu seinem Bedauern kam Konstabler Duffins vorbei. Bob war nicht mehr im Dienst, er hatte den Aermelstreifen schon abgelegt und übrigens nicht einmal einen Gummiknüppel bei sich. Trotzdem war Bob Duffins sofort entschlossen, einzugreifen, als er im Lichte einer Straßenlaterne in dem Blumenbeet des Mr. Greggs vor der Villa den mit der Spitze nach dem Haupte gerichteten Eindrud eines Mänerschuhes erblickte. Denn dieser Eindrud war noch nicht dagewesen, als Duffins eine Stunde früher hier bei einer Streife vorbeigekommen war. Bob wußte dies ganz genau. Denn selber ein großer Gartenfreund, verabsäumte er es nie, den Beeten des Mr. Greggs einen Augenblick der Bewunderung zu zollen, wenn er daran vorbeikam.

Kurz entschlossen schwang sich der Konstabler über den Zaun und schlich dem Hause zu. Ein unsicherer Lichtschein und das feine Surren eines Bohrers verriet ihm schnell, wo sein Mann am Werk war.

Nur hatte Jack Booth sehr feine Ohren. Als Bob — wie er glaubte unhörbar — das Arbeitszimmer betrat, sah er sich von einem grellen Lichtbalken und einer Pistolenmündung empfangen.

„Hände hoch! Bobby!“ sagte eine Stimme — eine Stimme, die Duffins sofort wiedererkannte. Als ganz junger Polizeianwärter hatte er sie vor Jahren gehört, als Jack Booth einen ihn verhörenden Kommissar ansah: „Das nächste Mal kriegt ihr mich nicht lebendig, eher geht ihr drauf!“

Trotzdem erhob Duffins nicht die Hände. Er wußte, daß es um sein Leben ging, aber er wußte auch, daß er seine Pflicht tun mußte.

Seine Blicke versuchten die Gestalt hinter dem Licht und hinter der Pistolenmündung zu erfassen, aber der helle Balken blendete ihn.

„N Abend, Jack,“ sagte er ruhig. „nimm den Leuchter ein wenig beiseite, mein Arzt sagt immer, es schadet den Augen, wenn man in zu helles Licht starrt.“

„Ach, du kennst mich, Bobby — um so schlimmer!“ knurrte der Einbrecher, „ich fürchte, dein Arzt wird bald deinen Tod feststellen können.“

„Und ich fürchte, daß man dich dann hängen wird,“ erwiderte Duffins so freundlich, als handle es sich um eine geringfügige Meinungsverschiedenheit zwischen guten Bekannten. „Das wirst du nicht mehr erleben.“ grinst der andere, dann aber scharf und verzweifelt: „Mach den Weg frei, Bobby, oder — ich schieße dich nieder.“

„Und ich fordere dich auf, dich zu ergeben, Jack Booth.“ „Du bist wahnsinnig, Mann, eine Bewegung meines Fingers, und man wird einen toten Schutzmännchen finden. Gib den Weg frei —“

Bob Duffins rührte sich nicht. Er wußte, daß Jack Booth nichts zu verlieren hatte; denn er besaß weder Weib noch Kind, noch Eltern mehr. Er selbst war anders dran. Sekundenlang dachte er an seine Braut, — Peggy sah nun wohl gerade ahnungslos im Theater — er wollte sie abholen — ja, ja, und in Dublin schließ seine Mutter schon längst um diese Stunde friedlich und ahnungslos.

„Los — Plak — Mann!“ Bob hörte die gefährliche Drohung, das dumpfe Grollen in der Stimme des Mannes.

„Sag' mal, Jack, hast du keine Braut?“

„Hast du nichts anderes zu tun, als über die Frauen zu schwärmen, Mann — zum Kuckuck — natürlich habe ich 'ne Braut — ist ein anständiges Mädchen — und sie weiß nicht mal, wer und was ich bin — aber wenn ich jetzt wieder ins Rittchen muß, vielleicht für Jahre — weg, Mann, oder — —“

Bob hob die Hand.

„Nun Moment mal, Jack, hast du schon mal jemand hängen sehen?“

„Zum — — — mit deinem Geschwätz.“

Duffins sah, daß die Waffe in der Hand des Mannes schon zu schwanken begann. Unbeirrt fuhr er fort:

„Sieh mal, da sitzt du in deiner Zelle und weißt, es ist aus. Du kriegst niemals mehr die Sonne zu sehen und keinen Wald und so — und dein Mädchel auch nicht. Na, und eines Morgens kommt er dern — du weißt schon, wen ich meine.“

„Zum Kuckuck, hör' auf!“ In der Stimme des Einbrechers war plötzlich eine namenlose Angst.

„Und das alles,“ fuhr Bob unbeirrt fort, „weil du den guten Bob Duffins totgeschossen hast, der auch ein liebes Mädchel und 'ne alte Mutter hat. Jack — willst du das wirklich tun?“

Längst war der Lauf der Pistole gesenkt.

„Ja, aber was soll ich denn nur machen, Bob?“ fragte der Einbrecher fast ängstlich.

Duffins rührte sich immer noch nicht vom Fleck.

„Bermünftig sein sollst du, Mann. Bis jetzt hast du ja noch auf keinen geschossen. Warum willst du mit mir gerade den Anfang machen? Natürlich werden sie dich einsperren, Strafe muß sein. Und nachher ist dir bedeutend besser, mein Junge. Und, wenn du dann mal rauskommst — bist ja noch jung — hast du die Sonne wieder da, und den Wald und dein Mädchel — und launst noch immer ein anständiger Kerl werden, wenn du die Finger von anderer Leute Geldschränke läßt.“

„Glaubst du denn,“ fragte Jack, „das das Mädchel solange auf mich warten wird?“

„Ja, Mann, da mußt du dir natürlich jetzt ein Herz fassen und mal reinen Tisch machen. Sieh' mal, wenn es in dem Protokoll heißt, daß dich ein gewisser Konstabler Duffins widerstandslos gefangen hat — tja, das ist eben was anderes, als wenn da steht, Widerstand mit Waffengewalt —, dann gibst du auch Sprecherlaubnis, und vor Gericht ist das auch gut. Und wenn du so richtig mit dem Mädchel redest und hast wirklich den festen Willen, ein anderer Kerl zu werden — dann wird sie auch auf dich warten, bis du wieder rauskommst.“

„Meinst du wirklich, Bobby — — —?“

„Aber gewiß doch, Mann — — —“

„Na, denn nimm mich fest, Schutzmännchen — ist ja auch besser so — jetzt könnte ich doch nicht mehr auf dich schießen.“

Polternd fiel die Waffe zu Boden. Duffins steckte sie lächelnd ein.

Still packte der Einbrecher sein Handwerkszeug zusammen. Als sie miteinander auf die Straße traten, schlug es von einem Kirchthurm gerade elf.

Duffins packte seinen Gefangenen am Arm:

„Wir wollen uns beeilen, daß wir auf die Wache kommen — wenn ich Glück habe, kann ich gerade noch meine Peggy vom Theater abholen!“

Zeitschriften

Unser Schiff. Tinte wird in Wasser verwandelt. Wer bringt das fertig? Natürlich ist es wieder die feine Jugendzeitschrift „Unser Schiff“, die ihren jungen Lesern dieses Zauberkunststück vormacht und einem nachher auch ganz genau erklärt, wie es gemacht wird. Das ist es ja, was allen Jungen an dieser Zeitschrift so viel Freude macht, daß sie nicht nur durch Geschichten und Erzählungen eine fesselnde Unterhaltung bietet, sondern daß sie eine Fülle von Anregungen gibt zum Nachdenken, Beobachten und Selbsterschaffen. Besonders wird auch ein Aufsatz „Wie ein Dieselmotor entsteht“ in dem neuesten Heft unsere Jungen interessieren und, gestehen wir's nur, manchem Alten wird die anschauliche Erklärung, wie der Dieselmotor entsteht und wie er arbeitet, wie sie hier für die jungen Leser gegeben wird, das Wesen dieser wichtigen Kraftquelle zum erstenmal richtig klarmachen. — Francksche Verlagsanstalt - Stuttgart.